
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 204 Bromberg, den 7. September 1933.

Ein Roman aus Haiti von Hans Possendorf:

Damballa ruft!

(8. Fortsetzung. ——

9.

Seit Olivers Rückkehr nach Port au Prince waren nun schon zehn Tage vergangen. Er hatte sie in einem fortwährenden inneren Kampfe verbracht: Bald schien ihm eine Ehe mit Diane der natürlichste, anständigste und zugleich verlockendste Ausweg aus allen Zweifeln; bald wieder empfand er eine solche Verbindung als widernatürlich, verwerflich und lächerlich. Besonders aber, wenn er an ihre Erzählungen von den scheußlichen Wudu-Bräuchen dachte, oder wenn er sich ihr Bild ins Gedächtnis zurückrief, wie sie in der tobenden Horde halbnackter Neger tanzte, die Gliedmaßen verrenkend, den Kopf mit den gelösten wirren Haaren ekstatisch in den Nacken werfend, — dann schien ihm der Gedanke, dieses Mädchen zu seiner Frau zu machen, geradezu irrsinnig; und er war dann nahe daran, noch vor ihrer Rückkehr Haiti mit dem nächsten Dampfer zu verlassen. Dachte er aber an ihre Schönheit, ihren Liebreiz und ihre Zärtlichkeiten, so glaubte er wieder, eine Trennung von ihr nie überwinden zu können. „Was kümmern mich die Vorurteile meiner Landsleute?" fragte er sich dann. „Wer zwingt mich, nach den Vereinigten Staaten zurückzukehren? Ich kann mit Diane hier in Haiti bleiben, wie es auch andere Europäer mit ihren haitianischen Frauen tun!" Und er war versucht, sofort zu Napoleon Touzard hinüberzugehen und in aller Form um Diane anzuhalten. Doch er konnte nicht zu einem Entschluß kommen. —

Bei den Brüdern Touzard hatte sich Oliver schon am Tage nach seiner Rückkehr wieder zum Tennis eingefunden. Sie hatten sich erkundigt, wie er sich auf seiner Reise amüsiert habe. Er hatte dann ausführlich über seine Eindrücke von Les Cayes, Aquin und Jacmel berichtet, Orte, die er ja auch berührt hatte, doch über die Fragen nach seinen Erlebnissen in Santo Domingo war er mit Schwindeleien flüchtig hinweggegangen. —

Unterdessen kam der Tag von Dianes Rückkehr immer näher.

Am Abend, bevor sie wieder zu Hause eintreffen sollte, fragte Oliver beim Essen plötzlich seinen Onkel: „Was würdest du eigentlich sagen, wenn ich Diane Touzard heiratete?"

Mister Sprink starrte seinen Neffen an, als ob dieser den Verstand verloren habe, erklärte dann aber ganz ruhig: „Zu dir würde ich überhaupt nichts sagen, weil ich in einem solchen Falle nicht mehr mit dir sprechen würde. Hingegen würde ich dir etwas sagen lassen — durch Champagne; nämlich, daß du binnen einer Stunde aus meinem Hause zu verschwinden hättest. Weiterhin würde ich deiner Mutter schreiben, daß sie dir keinen Pfennig Geld mehr schicken dürfe, sondern nur eine Karte zur Rückfahrt nach Washington. — Aber ich will hoffen, daß du dir soeben mit deinem alten Onkel nur einen schlechten Scherz erlaubt hast."

Da verzerrte Oliver sein Gesicht zu einem krampfhaften Lächeln und sagte: „Natürlich, — was denn sonst!" —

*

Während der zwei Wochen, die Diana noch bei ihrer Großmutter verbracht hatte, war sie in einer dauernden ungeduldigen Erwartung gewesen. Doch der ersehnte Brief mit der Zustimmung ihres Vaters zu Olivers Antrag kam nicht.

Auch beim Wiedersehen mit dem Vater und den Brüdern wurde kein Wort von Olivers Heiratsabsichten erwähnt. Diane fürchtete schon, man habe ihn abgewiesen. Sie brachte die Rede auf ihn und erkundigte sich nach seinem Ergehen. Da erzählte Joseph ganz unbefangen, daß sein amerikanischer Freund unterdessen auch eine Reise gemacht habe, — nach der Südküste und nach Santo Domingo. Und nun wußte Diane, daß der Geliebte noch nicht mit ihrem Vater gesprochen habe. Doch sie fand keinerlei Erklärung für dieses Verhalten.

Am Abend beugte sie sich aus ihrem Fenster und spähte nach der Laube hinüber. Ein ganz leiser Pfiff belehrte sie, daß Oliver auf sie warte; aber es war ihr unmöglich, unbemerkt aus dem Hause zu schleichen. —

Erst in der nächsten Nacht trafen sie sich im Park. Oliver berichtete, scheinbar ganz verzweifelt, von dem Gespräch mit seinem Onkel.

Diane war völlig niedergeschmettert und brach in Schluchzen aus. Aber dann hob sie plötzlich mit einer trotzigen Bewegung den Kopf und sagte: „Was geht dich dein Onkel an! Er ist nicht dein Vater."

„Aber wovon sollen wir denn leben? Meine Mutter wird mir jede Unterstützung entziehen."

„Du kannst doch Geld verdienen."

„Aber nicht genug, um dir ein solches Leben zu bieten, wie du es gewohnt bist."

„Das macht mir nichts aus."

„Aber ich könnte es nicht ertragen, Diane, dich darben zu sehen."

„Du könntest ja einfach bei uns leben und Vater bei seinen Geschäften helfen. Er ist so gutmütig und wird sicher damit einverstanden sein, wenn ich ihn bitte."

Doch diese Zumutung wies Oliver mit solcher Entrüstung zurück, daß Diane nicht mehr wagte, weitere Vorschläge zu machen.

Sie trennten sich an diesem Abend in tiefster Verzweiflung.

*

Sie trafen sich nun, so oft es ging, im nächtlichen Park und berieten über ihre Zukunft.

Oliver hatte aber im stillen längst einen Plan gefaßt. Da er weder auf Diane verzichten, noch sich den Unannehmlichkeiten unterziehen wollte, die ihm eine Ehe mit ihr bringen würde, so sah er nur einen einzigen Ausweg: Diane zu entführen und irgendwo in freier Liebe mit ihr zu leben; das würden ihm seine Mutter und seine Verwandten, falls sie es überhaupt erfuhren, jedenfalls nicht so sehr verübeln wie eine Heirat.

Nur ganz allmählich rückte Oliver mit diesem Plan heraus. Zuerst war Diane über seinen Vorschlag entsetzt, aber täglich schien sie nachgiebiger zu werden. Immer neue Gründe führte Oliver für seinen Plan an: „In der Bibel

steht, das Weib soll Vater und Mutter verlassen und seinem Manne anhangen. Wenn du mich wirklich liebtest, so würdest du mir eben folgen, wohin es auch immer sei, gleichgültig, ob als meine Frau oder als meine Geliebte. Ich kann in ein paar Jahren irgendwo ein gutes Geschäft aufbauen, dann auf das Geld meiner Mutter verzichten und dich auch gegen ihren Willen heiraten; und dann wird auch dein Vater dir die Flucht verzeihen!"

So hätte er Diane wohl allmählich für den Fluchtplan gewonnen. Doch es gab einen Einwand von ihr, der nicht zu entkräften war: die Flucht sei unausführbar. „Mit einem Schiff kann ich Port au Prince nicht unbemerkt verlassen; dazu bin ich hier bekannt, Oliver. Wenn ich mit dir an Bord ginge, würde es mein Vater fünf Minuten später wissen und mich zurückholen. Ein Schiff ist ja kein Eisenbahnzug, auf den man erst im Augenblick der Abfahrt aufspringen kann. Auch von einem anderen Hafen können wir nicht abreisen, denn dazu wäre eine längere Überlandtour nötig. Wenn ich aber nur eine Stunde von zu Hause weg bliebe, so würde man mich schon suchen — und bald ausfindig machen. Es geht nicht, Oliver."

Das alles mußte Oliver einsehen. Und so waren die Liebenden nach wie vor ratlos und verzweifelt.

Unterdessen waren die in der ersten und zweiten Rubrik der Geisel-Liste verzeichneten „regierungsfeindlichen" Personen längst festgenommen worden. Doch die Maßnahme blieb ohne Erfolg. Die Erregung in der Stadt nahm immer mehr zu. Da entschloß sich Präsident Sam, auch die in der dritten Rubrik Verzeichneten festnehmen zu lassen, denn wer im Gefängnis saß, war zunächst ungefährlich. —

Es war am 24. Juli, als die dritte Verhaftungsperiode einsetzte. Auch ein intimer Freund von Napoleon Touzard wurde an diesem Tage festgenommen.

„Siehst du, André!" rief Napoleon Touzard, als er es erfuhr, mit erhobenem Zeigefinger. „Wie recht habe ich mit meinem Grundsatz, mich nicht mit Leuten einzulassen, die etwas mit Politik und mit der Regierung zu tun haben!"

„Das ist gar keine Garantie für unsere Sicherheit", widersprach der junge Arzt. „Wer weiß, ob wir nicht auch noch an die Reihe kommen. Wenn sich aber deine Bemerkung etwa auf unsere damalige Unterhaltung über Escandon beziehen sollte, möchte ich dir etwas zu bedenken geben: Gerade dein abweisendes Verhalten gegen ihn könnte uns jetzt auf die Liste bringen. Es wäre ein Leichtes für Escandon, uns jetzt festsetzen zu lassen."

Vater Touzard kratzte sich nach seiner Gewohnheit besorgt den grauen Wollkopf. Da hatte André eigentlich recht!

Joseph aber lachte unbekümmert und sagte: „In Gottes Namen! Soll er uns doch verhaften lassen! Es ist ja schon eine recht zahlreiche Gesellschaft im Gefängnis beisammen — und nicht die schlechteste von Port au Prince!" — — —

Zu derselben Stunde sprachen auch Mister Sprink und Oliver Barring über die Verhaftungen, die die ganze Stadt in Aufregung versetzten.

„Was geschieht denn nun mit diesen Unglücklichen?" fragte Oliver.

„Gar nichts. Sie lassen sich von zu Hause ihr gutes Essen kommen — und reichlich zu trinken auch. Im übrigen schlafen sie, spielen Karten und erzählen sich Witze. Und wenn die Revolutionsgefahr vorbei ist, werden sie wieder nach Hause geschickt."

„Wenn aber die Revolutionäre siegen?"

„Dann werden sie von diesen befreit und im Triumph als Helden durch die Stadt geführt."

„Was hat dann aber die ganze Festnahme von Geiseln für einen Sinn?"

„Gar keinen, wie so vieles in diesem Lande. Eine kindische Wichtigtuerei, sonst nichts! Es ist immer wieder die gleiche Komödie. Nur die Anzahl der Verhafteten ist diesmal unerhört groß. Daher wohl die sensationelle Wirkung."

*

Am folgenden Abend hatte General Escandon mit dem Präsidenten eine Besprechung. Es handelte sich darum, zu entscheiden, ob man die neuangeworbenen Cacos, die seit Tagen vor der Stadt lagerten, jetzt hereinholen oder ob man dieses letzte Mittel zur Einschüchterung der Gegner noch hinausschieben solle. Die Anwesenheit des Gesindels in der Stadt hatte natürlich auch ihre Schattenseiten.

Die Unterhaltung wurde durch den Eintritt eines Ordonnanzoffiziers unterbrochen.

„Ich bitte um Verzeihung für die Störung, Exzellenz", sagte er. „Aber dieser Brief ist mit dem Bemerken abgegeben worden, daß er sehr eilig sei."

„Von wem denn?" fragte Guillaume Sam, während er den Umschlag aufriß.

„Es heißt, ein Europäer habe ihn gebracht. Aber es ist nicht mehr nachzuprüfen, ob das stimmt. Da das Palais ja durch mehrere Postenketten abgesperrt ist, ging der Brief natürlich durch sehr viele Hände."

Präsident Sam entließ den Offizier und vertiefte sich in den Inhalt des Schreibens. Dann schüttelte er verwundert den Kopf: „Seltsam! Napoleon Touzard und seine beiden Söhne werden mir da durch einen anonymen Briefschreiber als meine gefährlichsten geheimen Feinde denunziert. Ich kann das kaum glauben. — Aber sicher ist sicher!" Er knüllte den Brief zusammen und warf ihn in den Papierkorb. — „Ich komme sofort zurück, General."

„Exzellenz!" rief Pierre Escandon und trat dem Präsidenten in den Weg. „Ich habe Ihnen gute und treue Dienste geleistet. Erfüllen Sie mir eine Bitte: Lassen Sie die Touzards nicht verhaften!"

„Weshalb nicht?"

„Ich... ich kann darüber nicht sprechen. Oder... meinetwegen doch: — Die Tochter tut mir leid."

„Ach, — so, so — die schöne Diane Touzard? Da schau einer an! Ich wußte gar nicht, daß Sie ein so weiches Herz haben, General! — Können Sie mir denn garantieren, daß die Touzards ungefährlich sind? Kennen Sie genau ihre Gesinnung?"

Escandon überlegte einen Augenblick. „Wie kann ich für Leute garantieren, die ich kaum kenne!" sagte er dann. „Ich bin aber fest überzeugt, daß sie ganz harmlos sind. Und es kann auf diese drei Männer auch wirklich nicht ankommen. Die können allein keine Revolution machen."

Doch Sam schüttelte energisch den Kopf. „Nein, nein! Mein Leben ist mir wichtiger als die gute Laune der schönen Diane."

Pierre Escandon wollte noch etwas erwidern. Aber der Präsident hob mit einer Schweigen gebietenden majestätischen Gebärde die Hand und verließ das Zimmer.

General Escandon warf ihm einen wütenden Blick nach. Dann bückte er sich schnell zu dem Papierkorb, nahm den zerknüllten Brief an sich und ließ ihn schnell in die Tasche gleiten.

*

Noch in dieser Nacht marschierten die Cacos in Port au Prince ein und schlugen ihr Lager vor dem Palais des Präsidenten auf.

Oliver Barring, der um diese Stunde bei offenem Fenster noch wach in seinem Bett lag, hörte nichts von diesem Einzug; der Marschschritt der Bande drang nicht bis zu der Villa im stillen Turgeau. Aber er hörte andere harte Schritte von Männern, die durch den Park der Nachbarvilla kamen. Und dann drang das laute Trommeln von Fäusten gegen die Tür des Touzardschen Hauses zu ihm und die Rufe: „Aufmachen! Im Namen der gesetzlichen Regierung! Im Namen des Präsidenten!"

Da zog er trotz der unerträglichen Hitze schnell die Decke über die Ohren.

— —

Am andern Morgen beim Frühstück sagte Mister Sprink: „Wie mir Champagne eben erzählt, hat man in dieser Nacht auch die Touzards verhaftet, — den Vater und die beiden Söhne. Der Alte wird schön fluchen, daß er sein Geschäft für ein paar Tage oder gar für Wochen im Stich lassen muß."

Gleich nach dem Frühstück lief Oliver zu Diane hinüber. Er fand sie sehr betrübt, aber nicht verzweifelt.

„Bist du in Sorge um ihr Schicksal?" fragte er, mit Mühe sein Schuldbewußtsein verbergend.

„In Sorge natürlich. Aber Gott sei Dank liegt ja kein Grund vor, ernstliche Gefahren für sie zu befürchten." Und indem Diane versuchte, die aufsteigenden Tränen mit einem Lächeln zu bekämpfen, fügte sie hinzu: „Ich werde sie schon gut verpflegen und ihnen ihre Lieblingsgerichte ins Gefängnis schicken."

Oliver schwieg eine Weile. Endlich begann er stockend: „Fändest du es so schlimm, Diane, wenn... wenn du die Verpflegung... dem Personal überließest? Ihr habt doch eine gute Köchin."

„Ich verstehe nicht, was du meinst." Diane sah ihn verwundert an.

„Ich meine, daß... jetzt die beste Gelegenheit wäre, unseren Fluchtplan in die Tat umzusetzen, — ich möchte sagen: eine nie wiederkehrende Gelegenheit! Niemand kann uns jetzt hindern..."

„Was sagst du da?" unterbrach ihn Diane. „Diese traurige Gelegenheit soll ich mißbrauchen, um mit dir zu fliehen? Das kann dein Ernst nicht sein, Oliver!"

Doch er wollte diesmal nicht nachgeben und rief mit anklagender Stimme: „Siehst du, Diane! Nun merke ich, daß du mich doch nicht so liebst, wie ich glaubte und hoffte!"

Da brach sie in verzweifeltes Schluchzen aus. Doch als Oliver sie an sich ziehen wollte, riß sie sich mit einer heftigen Bewegung los, warf ihm einen erschreckend bösen Blick zu und rannte aus dem Zimmer.

Anmerkung des Verfassers: Die in den folgenden Kapiteln gegebene Schilderung der Revolution, der Vorgänge im Staatsgefängnis, sowie des Schicksals des Präsidenten Guillaume Sam beruht auf geschichtlichen Tatsachen.

(Fortsetzung folgt.)

Saison am Südpol.

Wettrennen in die Antarktis.

Der Konteradmiral Byrd, seine Landsleute Ellsworth und Wilkins und der Norweger Riiser Larsen rüsten zu Expeditionen in die Antarktis, deren Ergebnisse von besonderer Wichtigkeit sind.

Der Zeitungsleser von „hinter dem Mond" wird vielleicht, wenn er von neuen Südpolexpeditionen liest, unwillig sein Blatt zur Seite legen und brummen: „Aber der Südpol ist doch schon längst entdeckt!" Gewiß, schon vor zwanzig Jahren ist der Südpol von zwei tapferen Forschern erreicht worden. Amundsen, der große Polarfachmann, der verschollen blieb, als er der „Italia"-Besatzung zu Hilfe eilte, hat als Erster den südlichsten Punkt der Erde betreten. Kurze Zeit darauf kam Scott, dessen grausige Südpoltragödie ewig unvergessen bleiben wird. Danach ist der Südpol noch überflogen worden, aber man kann ruhig sagen, daß er seinen geheimnisvollen Schleier trotz aller internationalen Annäherungsversuche noch immer nicht gelüftet hat. Und da wissenschaftlicher Forschergeist nie nach der Erreichung eines Zieles ruht, sondern sich immer wieder weitere, schwerere Aufgaben stellt, ist auch die Antarktisforschung noch lange nicht bei einem befriedigenden Ende angelangt. Vielleicht genießen die Unternehmer der kommenden Südpolfahrten nicht den magischen Nimbus des Heldentums, wie er stets die allerersten, die eine große Tat verwirklichen, umgibt. Denn es gilt nicht Abenteurerstückchen und Rekordmätzchen, sondern ernste, anstrengende wissenschaftliche Kleinarbeit mit dem Ziel der langweilig anmutenden Küstenvermessung und der geologischen Erforschung der südpolaren Landmassen.

Man weiß von der Antarktis nicht viel mehr, als daß **der Südpol im Gegensatz zum Nordpol im Innern eines gewaltigen Festlandes liegt, auf einem vergletscherten Hochplateau, dessen Randgebirge sich über 3000 Meter hoch erheben,** was das Vordringen zum Pol zu Fuß so ungeheuer schwierig macht. Außerdem hat die Erfahrung gelehrt, daß die Wetterverhältnisse besonders grausam sind, wenn sie auch hoffentlich nicht immer so ungünstig sind wie im Jahre von Scotts Untergang, der mit seinen Begleitern in wochenlang wütenden Schneestürmen einen elenden Tod fand.

Was man in den interessierten Kreisen sonst von der Antarktes annimmt, sind Hoffnungen, Vermutungen, denen reelle Unterlagen noch fehlen, die zu schaffen aber **nicht nur das geographisch-naturwissenschaftliche, sondern auch das wirtschaftliche Interesse erfordert.** Wirtschaftlich? Was kann sich Wirtschaftliches in einer 3000 Meter hohen Eiswüste ergeben? Allerhand, wenn die verschiedenen Hypothesen Recht behalten, die besagen, daß sich

am Südpol reiche Bodenschätze

befinden. Metalle, vielleicht Kohlen, denn vor Jahrmillionen mag am Südpol Tropenklima geherrscht haben und eine Vegetation, deren für den Menschen hoch wertvolle Produkte heute unter ewigem Eis und Schnee liegen. Vielleicht!

Immerhin werden die demnächst aufbrechenden Polarforscher versuchen, auf all diese Fragen Antwort zu finden. Man spricht zwar von einem **Wettlauf** an den Südpol, aber wahre Wissenschaft kennt keine Konkurrenz, und die Antarktis ist groß, so daß jeder ein reiches Betätigungsfeld finden wird, die Resultate der Arbeit jedes einzelnen werden von Bedeutung sein. Das wirkliche Wettrennen wird erst einsetzen, wenn sich tatsächlich ergeben sollte, daß am Südpol „etwas zu holen" ist. Dann werden sich für die Länder, die die Antarktis untereinander aufteilen, im wesentlichen England, Norwegen — der Norwege Amundsen war als Erster am Pol — Nord- und Südamerika, Australien, ungeahnte wirtschaftliche Möglichkeiten ergeben. Es spräche unserer hochentwickelten Technik Hohn, wenn es ihr nicht gelänge — falls die Frage akut wird — Mittel und Wege zu finden, um die Reichtümer der Erde auch unter schwierigsten Bedingungen zugänglich zu machen.

In diesem Zusammenhang wird auch Byrds spezielles Arbeitsgebiet von Interesse, der erkunden will, ob der südpolare Kontinent aus einem oder aus zwei Teilen besteht, und ob es zwischen Luitpoldland und dem nach ihm benannten Byrdland tatsächlich eine Wasserstraße gibt. Byrd zieht mit „Bear", einem alten Polarkutter, von Boston aus los, der schon manche Heldentat hinter sich hat. Er ist ganz überholt, „auf neu" zurechtgemacht, und aufs Beste und Modernste ausgerüstet. Mit Proviant, Pelzwerk und Schlitten ist er vollgepackt, in besonderen Räumen werden kostbare Vermessungs- und meteorologische Instrumente sorgsam gehütet, 160 Passagiere, Polarhunde sind an Bord, außerdem noch einige Kameraden, die sich mit Byrd in die Eiswüste wagen wollen. Natürlich geht Byrds Bordflugzeug mit neuen Schwimmern und Schlittenkufen mit.

Auch Riiser Larsen will wieder mit Polarhund und Schlitten, den alten treuen Begleitern früherer Polarfahrten, losziehen. Riiser Larsen kennt die Porlargegenden des Nordens und des Südens. Er hat sein Leben lang Eismeerexpeditionen geleitet und organisiert, er ist ebenso zäh und mutig, aber nicht verwegen und unvorsichtig. Und das kann man auch von den anderen Expeditionsunternehmern sagen. Ellsworth, der Millionär, hat sich bis jetzt zur Hauptsache darauf beschränkt, die Südpolexpeditionen anderer zu finanzieren und so sein Interesse an der Forschung bekundet. Diesmal will er selbst mit, und seine enormen Geldmittel bürgen auch hier für eine ausgezeichnete Ausrüstung. Wilkins ist der Mann, der einmal mit dem „Nautilus" unter dem Nordpoleis hindurchfahren wollte. Sein Versuch ist mißglückt, aber er hat den phantastischen Plan noch nicht aufgegeben. Zunächst betätigt er sein Polarinteresse aber am Südpol, und er wird auch hier zeigen können, ob er Ausdauer hat. Ihnen allen, die sich im Dienste der Wissenschaft, unter persönlichen Opfern und mit dem Einsatz aller Kräfte in gefährliches und unbekanntes Gebiet wagen, können wir nur von ganzem Herzen Glück wünschen.

Das Rätsel der schwarzen Störche.

Von Frederik Lund.

Ein bedeutungsvoller Schritt auf dem Gebiet der Vogelkunde ist getan: In Norddeutschland wurde das Rätsel der schwarzen Störche eindeutig gelöst. Nicht viele Menschen wissen, daß es neben dem weißen deutschen Hausstorch eine schwarze Abart gibt. Nur Großstadtkindern wird diese Negerrasse des beliebten Vogels gelegentlich in Tiergärten gezeigt. In Südeuropa gibt es noch vereinzelt freilebende Exemplare. Nun aber hat man in Mecklenburg-Strelitz, etwa zehn Kilometer von der Landeshauptstadt Neustrelitz entfernt, ein Paar nistender Brutstörche ermittelt, nachdem eins der Tiere zu Versuchszwecken vor drei Jahren in der Grenzmark nahe Deutsch-Krone beringt worden war. Dieser schwarze Storch fand anscheinend in Afrika einen gleichfarbigen Ehepartner. Nach Deutschland zurückgekehrt, wählte er eine zwanzig

Meter hohe Buche, und heute hat das Paar drei halbflügge Junge im Nest. Ebenso pechschwarz wie die Eltern, versteht sich!

Der Weg der Natur hat demnach von der Grenzmark über Afrika nach Mecklenburg-Strelitz geführt; zu einem Nistplatz, der keine 200 Kilometer vom Ausgangspunkt entfernt liegt, und zum ersten Male ist es der Wissenschaft gelungen, auch das Leben des schwarzen Storches eingehend zu beobachten. Welche Fülle von aufopfernder Arbeit gehörte dazu! Zunächst hat ein junger Hilfsförster im Gebiet der Grenzmark den Storchenpapa — oder war es die Mama? — beringt: am 21. Juni 1930. Dann hörte man drei Jahre nichts von dem Tier, bis es jetzt zwei jungen Forschern auf einem Filmzug gelang, die Spur wiederzufinden. Beide sind in Fachkreisen nicht unbekannt. Der eine, Walter Hege, Weimar, ist der Schöpfer des prächtigen Naturfilms „Am Horst der Müritzadler". Der andere, der stellungslose Bankbeamte Konrad Krüger aus Neustrelitz, hat sich der Vogelwarte Rossitten als ehrenamtlicher Mitarbeiter zur Verfügung gestellt. Seit mehreren Jahren beringt er allsommerlich die Jungstörche im Bereich des Freistaats Mecklenburg-Strelitz sowie der angrenzenden Gebietsteile und erledigt Sonderaufträge der Warte, die Zeit und Geduld kosten und ohne echte Tierliebe nicht zu erfüllen sind.

Als nun die beiden jungen Naturfreunde oben im Buchenwald das Nest entdeckten und sich selbst auf einem zweiundzwanzig Meter hohen Nachbarbaum einnisteten, erkannte der Kameramann mit geschärftem Auge, daß einer der Altstörche einen Ring ums Bein trug. Binnen weniger Tage half die Vogelwarte Rossitten mit einem Spezialfernrohr aus, das neunundzwanzigfache Vergrößerung besitzt, und nach vierzehntägiger, mühseliger Arbeit hatte man vier Ziffern der Nummer eindeutig ermittelt. Noch am Vorabend des Tages machte der Storch selbst einen Strich durch die Rechnung: Er kehrte in so verschmutztem Zustand aus einem Nachbarsumpf zurück, daß die heißersehnte letzte Ziffer der fünfstelligen Zahl mit Algen verhangen war. Die beiden jungen Männer mußten für diesen Abend ihren luftigen Sitz verlassen und sich bis zum nächsten Tag gedulden. Und hatten doch täglich elf oder zwölf Stunden mäuschenstill auf dem Anstand verbracht, um das Nest zu beobachten, denn kaum ein Vogel ist so scheu und mißtrauisch wie der schwarze Storch.

Am nächsten Tag gelang das Werk vollends, und ein Telegramm kündete der Vogelwarte, daß der Storch B 23025 entdeckt sei. Ein Nachschlagen im Register rundete das für die Ornithologie so bedeutsame Bild. Daneben gingen die Beobachtungen des Familienlebens weiter, so stellten die drei fast flüggen jungen Störche häufig Flugversuche an, um sich auf den Zug nach dem Süden vorzubereiten. Auch die Fütterung der drei, die Säuberung des Nestes und häufige Streitigkeiten unter dem Nestvolk wurden aufgezeichnet und gefilmt. Im Winter werden wir, im lauschigen Kino sitzend, in wenigen Minuten an uns vorüberziehen sehen, was tatkräftige junge Volksgenossen in mühseliger Kleinarbeit geschaffen haben. Es liest sich so einfach, daß ein beringter Schwarzstorch in seinem Dreiecksflug Deutsch-Krone — Kairo — Neustrelitz ermittelt worden ist, aber welche Fülle von Arbeit gehört dazu, um diesen Baustein der Wissenschaft in das Gebäude der Vogelkunde zu fügen. Wenngleich genügend technische Hilfsmittel zur Verfügung stehen, um der scheuen Vogelwelt ihre Geheimnisse abzulauschen, die Krönung der Arbeit erfolgt doch stets durch Menschenfleiß und Menschenenergie, durch Tierliebe und Geduld.

Im Wittenberger Kloster zu Gast.

Von F. Boschann-Werder a. H.

Eisleben ladet uns ein, in seinen Mauern die diesjährigen Luther-Festwochen zu verleben und uns wieder in die alte Zeit mit ihren Kämpfen und Stürmen zu versetzen. Wer es nur irgend ermöglichen kann, wird sich eine Reise in das liebliche Städtchen leisten, aber nur wenigen ist es wohl vergönnt, eine Feierstunde im Wittenberger Kloster zu erleben.

Wer das Wittenberger Kloster betritt, der muß den Alltag mit seinen Sorgen, seinem rasenden Tempo zurücklassen. Er trete gleich mir voller Erwartung und andachtsvoll durch das große Tor ein, das sich so oft auch für Luther, für sein Weib, seine Kinder und seine Freunde geöffnet hat.

Durch eine weite Diele, in der uns Sprüche Luthers das Geleit geben, betrete ich den Klosterhof. Strahlender Sonnenschein, spätsommerliche Wärme, sonntägliche Stille umfangen mich. Drüben unter dem mächtigen Lindenbaum steht der alte Brunnen. Reichte er auch damals schon dem müden Wanderer einen erfrischenden Trunk, lud auch schon damals die Bank zur Ruhe, zum Träumen ein, wenn der Müde aus fernen Landen gepilgert kam, um Luther zu sehen und zu hören? Von der Schloßkirche tönen in vollem Klange die Mittagsglocken herüber, und ich sitze versonnen auf der Bank. Alte Zeiten, alte Bilder ziehen an meinem Auge vorüber, mein Ohr lauscht längst verklungenen Stimmen, die sich ereifernd oder in würdiger Ruhe über kirchlichen Aufruhr unterhalten.

Da dringt leises Kichern und Flüstern zu mir her. Junge Stimmen sind es. Dort unter dem Busch sitzen Kinder, es sind die fünf unseres Luther. Der Älteste — Johann — erzählt in belehrendem Tone etwas; aber die Kleinen, namentlich die kecke Margarethe, finden seine Ausführungen gar nicht ernst und wichtig, sie kichern und tuscheln nach Kinderart. Da öffnet sich oben ein Fenster, freundlich winkt die Mutter den Kindern zu und ruft sie zum Mittagessen. Und auch mir schickt ihre gütige Hand einen Willkommengruß, so daß ich den Kindern auf leisen Sohlen folge. Das stürmt und jagt die breiten Treppen hinauf. Die weite herrliche Lutherstube empfängt uns. Am Fenster sitzt in Erwartung der hungrigen Gäste Katharina, leise grüßend neigt sie zu mir ihr Haupt, und ich sehe, daß auch für mich ein Stuhl mit an den Tisch gerückt ist.

Erwartungsvoll stehen wir alle hinter den Stühlen. Mit dem Tischgebet, das heute die sanfte Magdalena sprechen soll, wird wohl noch auf den Vater gewartet, der trotz all seiner Kämpfe, seiner vielen Arbeit die Mittagsstunde im Kreise seiner Lieben nicht gern vermißt. Da naht ein kräftiger Schritt, mir bleibt vor innerem Beben der Atem stehen, denn jetzt soll ich ihn, den Großen, den Kämpfer, den Bahnbrecher von Angesicht zu Angesicht sehen, soll seine Stimme hören, soll an seinem Tisch mit ihm essen dürfen, darf mit erleben, wie er nur Vater und liebender Gatte ist, der von den Seinen umsorgt wird . . .

Doch wie grausam ist das Leben! Ein Rütteln an der Schulter ruft mich in die Wirklichkeit zurück. Der Klosterwächter ist's. Es ist 1 Uhr und das Kloster müsse geschlossen werden. Ich sitze wieder auf der Bank unter dem Lindenbaum. Verschwunden sind die Kinder, die Mutter, die ganze alte Zeit; und ich muß sie verlassen, die geweihte Stätte, kann nicht noch einmal die alte gebräunte Stube betreten, nicht noch einmal über den alten Tisch leise streichelnd die Hand gleiten lassen, kann nicht ein Weilchen an dem Fensterplatz verweilen, an dem Katharina so oft sorgenvollen Herzens gesessen haben mag.

Dennoch nehme ich ein Erlebnis mit hinaus in den Alltag, denn ein gütiges Augenpaar hatte mir einen Willkommengruß zugenickt, mir, dem stillen Gast im Wittenberger Kloster.



Eine Thermosflasche dient zum Bluttransport.

Ein einzig dastehendes medizinisches Experiment unternahmen zwei europäische Ärzte in einem Krankenhaus in Brisbane, Australien. Ein Patient war lebensgefährlich erkrankt und konnte nur durch eine sofortige Bluttransfusion gerettet werden. In der Stadt Brisbane war jedoch kein Mann aufzutreiben, der zu derselben Blutgruppe gehörte. Erst in der etwa 1000 Kilometer entfernten Stadt Sidney konnten die Ärzte einen Mann der gleichen Blutgruppe entdecken, der sich als Blutspender zur Verfügung stellte. Das abgezapfte Blut wurde in einer Thermosflasche im Flugzeug nach Brisbane transportiert, wo man es dem Kranken zuführte. Die Operation verlief erfolgreich, und das Leben des Patienten konnte gerettet werden.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.